

(Nachdruck verboten.)

13]

Marusia.

Von B. G. Korolenko.

Semion Alexjewitsch setzte sich wieder und starrte mich an.

„Da ist es ja eben! Das da . . . Darin liegt das Centrum, verstehen Sie, das Centrum der Frage! Sagen Sie mal, bitte, ein Landstreicher, der keinen Familiennamen hat, ein gewöhnlicher Sträfling, mit Verlaub zu sagen, woher kommt er zu diesen, na, zu diesen . . .

„Ideen,“ soufflierte ich, ungefähr erratend, was er sagen wollte.

„Ja, Ideen. Aber, wie sagt man doch weiter?“

„Ritterlichen Ideen.“

„Ja, ganz richtig, ritterlichen Ideen,“ sagte er erleichtert und sein düsteres Gesicht hellte sich etwas auf. „In der Stadt, verzeihen Sie, ich werde ganz offen sprechen, in der Stadt denkt man so: Aus einem ganz gewöhnlichen Landstreicher wird plötzlich so ein merkwürdiger Ni . . . Kin . . .“

„Rinaldo!“

„Ganz recht! So eine Art Rinaldo Rinaldini. Wieso? Woher? Warum? Der Kerl hat doch nie Bücher gelesen! Er befaßt sich doch nicht mit solchen Ideen, es ist klar, daß hier — er warf einen durchdringenden Blick zu uns hinüber — fremder Einfluß mit im Spiele ist.“ . . .

„Fügen Sie noch hinzu: ein schädlicher Einfluß,“ sagte ich lachend.

Er räusperte sich und hüllte sich wieder in eine mächtige Tabakswolke.

„Das heißt, ich sage ja natürlich nicht, daß . . . Es ist ja ja sehr edel . . . und so gar extravaganter . . . aber Sie müssen selbst zugeben, daß . . .“

Er klopfte sich einigemal mit dem Pfeifenrohr auf den Nacken und fuhr sehr lebhaft fort:

„Also, da sieht unsre Verteidigung. So! Aus Petersburg kann jeden Tag ein reitender Bote kommen. Wer ist Assessor in dem Distrikt wird man fragen? Unter wem passieren solche Dinge? Ah, zum Teufel! Und ich bin nur darum mehr schuld als andre, weil ich so einen Verteidiger von Gottes Gnaden bekommen hab'!“

Seine Verzweiflung war so aufrichtig und gleichzeitig so komisch, daß mein Gefährte und ich ein Lächeln nicht zurückhalten konnten.

Als Fedesejew es bemerkte, lachte er selbst.

„Also ja, meine Herren, Sie haben mich ertappt. Es ist gerecht, wirklich gerecht, gerecht bis zum non plus ultra. Ich sag's Ihnen offen, ich habe selbst in der Stadt gesagt, daß ich in der Sache der Esel bleiben werde. Und doch hat man Petritschontas Scheuer erbrochen.“

„Das ist noch nicht das schlimmste,“ antwortete ich. „Warum liegt Ihnen denn an Petritschontas Scheuer mehr, als an denen von allen andren Bauern?“

„Sie werden Ihre Scheune auch erbrechen und dann die andren. Die Kerls können ja gar nicht anders.“

„Also, was das anbelangt, sie sind ganz vorzügliche Arbeiter.“

„Wo sollen sie denn arbeiten?“ fragte er niedergeschlagen und stopfte sich eine zweite Pfeife. „Unsre Distriktskanzlei ist voll von ihren Bittschriften wegen Ueberlassung von Grund und Boden.“

„Und warum bleiben diese Bittschriften ohne Erfolg?“

„Wie soll man sie denn erfüllen? Sie wissen doch, daß die Ureinwohner der Niederlassung selbst wenig Boden haben. Man hat die Bauern kaum dazu bewegen können, je drei Viertel Desjatinen Wiesengrund abzutreten. Und was sind drei Viertel Desjatinen?“

Er steckte seine Pfeife in Brand und fuhr in verändertem, ganz vertraulichem Tone fort:

„Gesetzmäßig dürfen in einen Distrikt nur so viel Verbannte geschickt werden, daß auf drei Einwohner ein Verbannter kommt; und hier haben wir jetzt fast ebensoviel Verbannte wie Einwohner. Woher soll man da neuen Grund und Boden schaffen?“

„Darüber müßten Sie eben in der Stadt nachdenken.“

„Du lieber Gott! Wir haben ja nachgedacht, wir haben sogar deswegen geschrieben, aber das hängt ja nicht von uns ab. Zur Erleichterung der Ueberwachung soll man sie alle an einer Stelle in der Nähe der Niederlassung ansiedeln. Netze Erleichterung!“

„Man muß es wiederholen, beweisen!“

„Wiederholt haben wir es oft genug.“ Er machte eine vielsagende hoffnungslose Handbewegung. „Und wissen Sie, was ich Ihnen jetzt sagen werde? Die beiden gesangenen Tataren werden wir freilassen.“

„Aber die Beweise sind doch klar!“

„Und das Gesängnis ist vollgepfropft. Vor ein paar Tagen hat man uns eine ganze Bande Branntweinpascher aus Prokofjew's Departement gebracht. Im Dladinskter Wald haben diese Burschen den Kosaken von den Goldwäschereien richtige Schlachten geliefert. Das ist wichtiger, als diese verfluchten jakutischen Scheuern. Im Gesängnis kann ein Wiesel nicht mehr auf den Boden fallen. Ah, meine Herren, meine Herren! Man muß doch menschlich urteilen! Wir wissen uns ja gar nicht mehr zu helfen, wenn jetzt ein Revisor aus Petersburg kommt. Wir sitzen da wie ein paar Fliegen im Spinnweben, und wenn man die Sache richtig beurteilt . . .“

Wir schieden als gute Kameraden, nachdem wir dem Assessor noch erklärt hatten, daß unser Einfluß in diesem Fall kaum irgend eine Rolle habe spielen können.

„Er hat Sie doch überzeugt. Gesehen Sie es nur,“ meinte mein Gefährte, der fast die ganze Zeit geschwiegen hatte.

„Ich gebe es zu“, antwortete ich. Wirklich hatte der zweite Teil unsres Gesprächs einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich dachte besänftigt daran, daß ich fast bereit gewesen war, in diesem Streit Partei zu ergreifen; ich dachte daran, wie ich damals in blinder, furchtbarer Wut meine Hände an den Schaft meines Gewehrs geklammert hatte.

„Und womit er Sie eigentlich überzeugt hat“, fuhr mein Gefährte fort, „und was das Sonderbare an der Sache war, das was er eigentlich hätte sagen sollen — haben Sie gesagt. Und was Sie hätten sagen sollen, hat er gesagt.“

Das war vollkommen richtig. Das kurze Gespräch mit dem Assessor hatte mich wieder in jenes neutrale Gebiet zurückgeführt, in das wir, instinktiv der Lage der Dinge nach, hingehörten. Aber was ließ sich da schließlich viel thun? Ein lebendiger Mensch kann sich nicht gut auf ein objektives Beobachten beschränken, wenn der Kampf um ihn her tobt. Die Presse heranziehen? Berichte schreiben und die Sachlage in der Oeffentlichkeit erklären? Es war alles so weit und es wahrte alles so lang, und es war alles so ungewiß.

Den Rest des Wegs legten wir schweigend zurück. Zu beiden Seiten der Straße blühten die erleuchteten, festgefrorenen Fensterscheiben auf. Die Niederlassung verbrachte einen ruhigen Abend nach einem ruhigen Tage, sie kümmernte sich nicht um Gedanken und Fragen. Sie lebte recht und schlecht, wie's eben ging, und wir mußten die unfreiwilligen Zeugen dieses Lebens sein. Noch nie war mir diese Rolle so schwer gefallen.

In unsrer Hütte erwartete uns Pefarsky, der, wie übrigens die gesamte Niederlassung auf das Resultat unsrer geheimnisvollen Unterredung mit dem Assessor höchst gespannt war. Der kluge Pole hörte uns sehr aufmerksam an und sagte dann überzeugt:

„Ja, was denken Sie? Bei Gott, das ist ja alles wahr!“

„Also ja,“ fügte er nach einer Weile sinnend hinzu, „was geht das wirklich alles Stepan an? Welcher Teufel juckt ihn, daß er solche Dinge treibt? Ich glaube nicht, daß es ihm um die Jakuten geht.“

„Und sein Streit mit Abram?“

„Ach, sie haben sich schon zehnmal gezankt und zehnmal wieder versöhnt.“

Ich erzählte alles, was ich selbst wußte. Von der Wirklichkeit dort draußen am See sprach ich, von Stepan's krankhafter Sehnsucht, von seinen Klagen über das eintönige Leben und seiner Lust, nach den Goldgräberien auszuwandern. Ich erzählte auch, daß Marusia ihn zurückhielt.

„Ach, so ist die Sache?“ sagte der Pole nachdenklich. „Merken Sie wohl auf, was ich Ihnen jetzt sage,“ fügte er in sehr bestimmtem Tone hinzu: „Lange wird die Sache dort nicht dauern.“

X.

Und es dauerte wirklich nicht lange.

Ungefähr zwei Wochen nach dem Besuche des Assessors standen wir eines Mittags plaudernd vor Bekarskijs Haus. Es war verhältnismäßig sehr warm, zwanzig Grad, was ungefähr unfrem russischen Thauwetter entspricht und auf der Straße war es sehr lebhaft.

Plötzlich entstand in der Mitte der langen Straße eine Bewegung. Die Hunde bellten, die Leute stürzten aus den Höfen heraus und die tatarischen Kinder liefen in Scharen einem Reiter nach, der langsam in der Mitte der Straße daherritt.

„Na, schauen Sie, das ist doch der Stepan vom See!“ sagte Bekarskij.

Ich wollte es erst nicht glauben. Aber der Galbjakute Timofej, der neben uns stand und der Augen wie ein Luchs hatte, bestätigte den Ausruf des Polen.

„Kühner Kerl!“ sagte Bekarskij in halb bewunderndem Tone: „Kommt am helllichten Tage, als wenn nichts geschehen wäre. Das wird schlimm, wenn Abraschka ihn sieht.“

Abraschkas Hof war nebenan, und Abram war gerade mit Holzhacken beschäftigt. Als er den Lärm auf der Straße hörte, trat er gleichgültig ins Thor, sprang aber sofort mit einem Satz ins Haus. Die Thüre öffnete sich nach einer Minute, mir schien, als würde ich einen Flintenlauf blitzen sehen, aber im nächsten Augenblick flog die Thüre wieder ins Schloß. Einige Augenblicke trat Abrams schöne Frau auf die Straße und hinter ihr kam demütig mit leeren Händen Abram selbst.

Die Schar hinter Stepan wurde immer größer. Er ritt ganz langsam, sein Pferd bäumte sich und zitterte vor Aufregung, der ungewohnte Lärm und die vielen Leute regten es auf; aber er regierte es mit starker Hand und beachtete seine Umgebung nicht. Ich bemerkte, daß der Haufen fast ausschließlich aus Tataren bestand, die Eingebornen und die Jakuten hatten sich in ihre Hütten versteckt. Stepan teilte noch einmal das Geschick der großen Helden, die in der schweren Zeit ganz allein stehen. Die Leute, die ihn am meisten bewunderten, verließen ihn jetzt. Sogar Timofej trakte sich verlegen den Kopf.

„Man muß gehen,“ murmelte er. Aber unsre Gegenwart und die Neugierde waren schließlich doch stärker.

Stepan bemerkte sofort Maria und Abraschka, die ihm entgegenkamen. Mir fielen wieder Timofeas Worte ein und ich dachte, ob dies ganze Bravourstückchen nicht direkt auf Abraschka gemünzt war, an dessen Hütte Stepan vorüberreiten mußte. Als Stepan seinen Gegner bemerkte, zog er nervös die Zügel an, dann spiegelte sich eine starke Verwirrung, fast Enttäuschung auf seinem Gesicht. Er hatte offenbar einen heftigeren Empfang erwartet.

Die schöne Tatarin schritt mit ihrem lässigen Gange, wie ihn schöne starke Frauen oft haben, gerade auf das Pferd los, so daß Stepan anhalten mußte. Auch die Menge blieb stehen, aber man sah jetzt, daß das einfach Neugierige waren. Plötzlich wurde ein freundschaftliches Lachen laut, nachdem Maria ein paar tatarische Worte gesagt hatte.

„Was sagt sie?“ fragte ich.

„Nichts,“ antwortete Timofej und lächelte auch. „Sie hat nur gesagt: guten Tag Stepanuschka, weiter hat sie nichts gesagt.“

„Versteht er denn tatarisch?“

„Er ist doch mit ihnen zusammen im Gefängnis gewesen; er versteht schon.“

Wieder lachte die Menge.

„Was giebt's? fragte ich wieder.“

„Nichts,“ antwortete mein Dolmetsch. „Sie giebt's ihm ordentlich. „Bist zum jakutischen Glauben übergetreten?“ fragte sie.“

„Und jetzt?“

Er horchte und übersehte, während Stepan sich langsam einen Weg durch die Menge bahnte und Maria ihre hämischen Reden fortsetzte, wobei sie sich in einiger Entfernung von ihm hielt.

„Dho“, rief Timofej nach jedem neuen Satz, „sie giebt's ihm aber tüchtig!“

„Ja, was sagt sie denn?“ fragte ich ungeduldig.

„Du, sagt sie, hast mit uns Brot gegessen.“

„Du hast mit uns geschlafen, sagt sie.“

„Du bist wie unser Bruder gewesen, sagt sie.“

„Du hast Dich der Jakuten angenommen, sagt sie, und der Tataren hast Du Dich nicht angenommen.“

„Dir, sagt sie, ist der Jakute lieber geworden, als der Tatare.“

„Du hast die Jakuten gelehrt, meine Pferde zu stehlen, sagt sie.“

Ich hörte mit Verwunderung die Uebersetzung dieser Reden an, die ja wirklich nichts anderes enthielten, als eine Reihe von Thatfachen. Alles was sie sagte, war vollkommen richtig; das wußten wir und Stepan und die ganze Niederlassung. Ich begriff nicht, warum diese Menge über diesen Menschen triumphierte, der doch bloß stolz den Kopf zu erheben brauchte, um ein paar Worte zu sagen. Und ich erwartete es auch, ich dachte, Stepan würde sein Pferd anhalten und rufen:

„Das alles habe ich gethan und werde es thun, Hunde, die Ihr seid!“

(Schluß folgt.)

Flachsmann als Erzähler.

(Lesing-Theater.)

Mann über Bord! Otto Ernst, der in der jungen deutschen Literaturbewegung tapfer mitgekämpft hat, will nicht mehr mitthun. „Jugend von Heute“ war bereits eine peinliche Ueberraschung für alle, die etwas von ihm hielten und Gutes von ihm erwarteten. Es offenbarte sich hier ein Mangel an Gestaltungskraft, eine künstlerische Schwäche, die stark deprimierend wirkte. Die Hoffnung läßt sich indessen nicht umbringen, und so habe ich für mein Teil immer noch gehofft, daß die satirische Begabung des Dichters schließlich doch zu einer satirischen Komödie führen würde. Nachdem ich „Flachsmann als Erzähler“ kennen gelernt habe, hoffe ich nicht mehr. Otto Ernst wandelt hier die Wege der banalen Familienblatt-Humoreske und wandelt sie leider nicht erfolgreich. Natürlich denke ich hier nicht an den Kassenerfolg, der für die künstlerische Betrachtung gar nicht in Frage kommt. Ich bedauere, daß es Otto Ernst so überraschend gelingt, sich in dem feichten Genre zurechtzufinden, daß er die Späße dieser Literaturphäre so ohne Schen verwendet und daß er sich auch ihre Art zu „rühren“ bereits angeeignet hat. Hier und da erinnert noch ein gutes Wort oder eine schneidige Rede an den begabten Schriftsteller — aber vereinzelt gute Worte und Reden finden sich ja auch bei andern Unterhaltungsschriftstellern. Mit „Flachsmann als Erzähler“ hat Otto Ernst das Gebiet der Kunst verlassen und das Gebiet Mosers betreten. Mit der dramatischen Kunst hat sein Stück nicht das geringste zu schaffen; es ist in diesem Sinne vollkommen wertlos — das muß mit aller Schärfe ausgesprochen werden.

Mit aller Schärfe! Wir haben nicht den leisesten Grund, die Ueberläufer zu schonen, die das Lager der Literatur verlassen, um sich in den breiten Schwarm der Unterhaltungsschriftsteller zu mischen. Wir haben um so weniger Grund, als der Fall (es ist in doppeltem Sinn ein solcher) sich neuerdings häufiger wiederholt. Max Dreher ist vom „Winter schlaf“ über die „Großmama“ zum „Probekandidaten“ gekommen. Nun geht Otto Ernst denselben Weg — den Weg von der Literatur zur Banalität, von der harten Arbeit zum billigen Erfolg und den klingenden Tantiemen. Die Tantiemen soll er behalten — er hat sie verdient. Daß er aber die Sache der Kunst verraten hat, soll ihm auch nicht vorenthalten werden — er hat auch das verdient.

Zu „Flachsmann als Erzähler“ handelt es sich um einen jungen Lehrer, der gegen einen verknöcherten Bedanten kämpft. Der Bedant ist eben jener Flachsmann, der dem Stück den Namen gegeben hat. Nachdem es eine Weile geschienen hat, als ob der junge Lehrer unterliegen sollte, kommt schließlich ein menschenfreundlicher Zufall und ein ebenso menschenfreundlicher Regierungsrat dazwischen. Herr Flachsmann wird aus der Schule hinausgeworfen, „daß er die Stiefel verliert“, der junge Lehrer wird zum Oberlehrer ernannt und wird auch noch mit einer Braut segnet. Die Sache löst sich also in Wohlgefallen auf und man denkt melancholisch darüber nach, warum nur im Leben die menschenfreundlichen Zufälle und die menschenfreundlichen Regierungsräte nicht ganz so häufig sind wie in den sinnlosen Fabeln der Familienblatt-Schriftsteller. Es ist eigentlich befremdend, daß der Kritiker Otto Ernst nicht einseh, wie die Geschichte, die er uns erzählt, so ganz und gar nichts mit der komischen Kunst zu thun hat. Es ist eine Geschichte mit gutem Ausgang, aber wo steckt in ihr das humoristische Motiv? In der „Frauenherrschaft“ von Aristophanes lächeln wir über den Gedanken, daß die Weiber ihre Männer bezwingen, indem sie ihnen die eheliche Intimität versagen. Im „Viberpelz“ lächeln wir, weil eine geschickte Diebin, die von gesunder Sinnlichkeit froht, die ganze wohlweisliche Bureaucratie dupiert. In Harilebens „Sittlicher Forderung“ lächeln wir, weil ein braver Philister aus Rudolstadt seine Honoratioren-Anschauungen und seinen sittlichen Katechismus vergißt, wie er in den Armen eines schönen Weibes liegt. Daß aber ein junger Lehrer aus einem Konflikt mit seinem Vorgesetzten mit heiler Haut davonkommt — ja, das ist sehr erfreulich, aber inwiefern ist es

Komisch? So steht in „Flachsmann als Erzieher“ nicht einmal das Motiv zu einer Komödie, geschweige denn, daß wir es mit einer Arbeit zu thun hätten, in der ein komisches Motiv seinen Reichtum entfaltet. Es ist, um es noch einmal zu sagen, eine Geschichte mit scherzhaftem Ausgang und darin mag zwar der Redacteur des Familienblatts eine „Humoreske“ sehen, nicht aber die Aesthetik. Es ist schwer zu glauben, daß Otto Ernst das nicht gewußt hat und es ist noch schwerer oder wenigstens trösterischer zu glauben, daß er es gewußt hat und trotzdem schrieb, was er nun einmal geschrieben hat. Wir müssen jedem überlassen, wofür er sich entscheiden will.

Betrachten wir nun das Stück, wie es einmal da ist. Sehen wir davon ab, daß die komischen Voraussetzungen fehlen und untersuchen wir, was es sonst etwa an künstlerischen Werten enthält. Es enthält zwar kein komisches Motiv, wohl aber einen komischen Charakter — Flachsmann. Dieser Erzieher, der alles durch kleine und kleinliche Vorschriften regeln will, hätte komisch wirken können — bei Otto Ernst wirkt er in der Hauptsache gemein und verächtlich, und die Komik wird durch Episoden und allerlei Scherze bestritten. Otto Ernst hat die Flachsmänner nicht in komische Beleuchtung gerückt, sondern hat ein Tendenzstück gegen sie geschrieben, indem er sie mit allen möglichen gemeinen Eigenschaften verschwenderisch ausstattet. Was hat das mit der satirischen Kunst zu thun? Nach meinen schwachen Begriffen: nichts. Nach meinen schwachen Begriffen — denn ich will Otto Ernst gern gestatten, sich selbst für ein Genie und mich für einen Idioten zu halten. Wenn die Künstler mit schlechten Arbeiten breite Erfolge erzielen, gewöhnen sie sich im allgemeinen eine gewisse Verachtung der Kritik an und es wäre nur in der Ordnung, wenn diese Verachtung sich auch bei Otto Ernst eingestellt haben sollte. Ein tantienmengenegneter Mann hat einmal aus diesem Seelenzustand heraus den häßlichen Ausdruck gethan: „Die Kritik ist überflüssig. Mit dem Publikum will ich direkt verkehren, wie mit meinem Gott.“ Welch ein Glück, daß der tantienmengenegneter Mann nicht ahnt, wie tief er sich durch diesen Ausdruck degradiert! Oder giebt es einen Zustand, der verächtlicher wäre, als das Publikum, die Menge, den Haufen, den süßen Pöbel aller Stände zu seinem — Gott zu machen. In dieser Epithete ist allerdings die Kritik überflüssig, aber sie hat keinen Grund darüber zu weinen.

Man verzeihe die kleine Abschweifung — sie ist nicht ganz so überflüssig, als es den Anschein haben mag. Sind wir erst einmal bei den Unterhaltungs-Schriftstellern, müssen wir uns auch über ihre Psychologie klar werden, um uns vor Illusionen zu bewahren. Und nun kehren wir zu Flachsmann zurück! Hätte Otto Ernst die Bedanten treffen wollen, hätte er auch einen Bedanten zeichnen müssen. Man denke einmal daran, wie Ibsen in der „Nora“ die korrekten Ehemänner getroffen hat, die ihren Frauen gegenüber schließlich doch nur Sklavenhalter sind. Sein Helmer ist wirklich korrekt — als Beamter unbestechlich, als sorgender Familienvater fleißig, als Gesellschaftsmensch gebildet und von feinem künstlerischen Geschmac. Kurz: Ibsen giebt Helmer alles, was die Helmers im Leben nur immer besitzen können, um dann mit vernichtender Wucht das zu treffen, was er treffen will. Otto Ernst macht es anders und nicht ganz so fein. Sein Flachsmann ist nicht nur ein Bedant, sondern daneben eine geistige Kreatur, die lästern die Frauen betastet, die dienstlich zu ihm kommen. Ein Urkundenfälscher ist er zu allem Ueberflus auch. Ja, glaubt denn Otto Ernst, daß die Schule unter diesen romanhaften Hintertreppenschuften leidet? Einen Bedanten hätten wir sehen wollen, dem man nichts weiter vorwerfen kann, als daß er eben ein Bedant ist, der einen freien Mann mit Nadelstichen an den Rand des Wahnsinns bringen kann. Und nun die kuriose Lösung! Otto Ernst kommt immer noch am besten weg, wenn man seine Arbeit als ein Theatersstück gegen geistlose Schablone auffaßt. Er weiß aber recht gut, daß diese Schablone von oben kommt. Nichtsdestoweniger macht er einen Regierungsrat zum erlösenden Engel, und das ist dann freilich ein Optimismus, den ich in aller Bescheidenheit ruchlos zu nennen mir erlaube.

Die Darstellung im Lessing-Theater war gut, der Erfolg beim Publikum durchschlagend. Vielleicht hat Neumann-Hofer sein Kassensstück für diese Saison gefunden. Vielleicht! Eigentlich ist das Genre der Arbeit nicht gerade der Geschmac seines Publikums. —
Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

io. Die Wirkungen eines Erdbebens auf den Menschen sind niemals gründlicher untersucht worden als es in einem, jetzt von Dutton über das Erdbeben von Charleston (1886) veröffentlichten Werke geschehen ist. Der Forscher hat mit peinlichster Sorgfalt alle Angaben gesammelt, die aus dem ganzen Wirkungskreis jenes Erdbebens über das Verhalten der Menschen zu erhalten waren, und hat diese Ermittlungen auf einer Karte eingezeichnet, worauf das Benehmen der Menschen während und infolge der Erdstöße in verschiedenen Zonen zum Ausdruck kommt, deren Anordnung der Heftigkeit der Erdbeben entspricht. In dem der nächsten Umgebung des Erdbeben-centrums gelegenen Gebiet rannten die Leute mit größter Hast ins Freie und betrachteten die ganze Nacht außerhalb ihrer Wohnungen, in der zweiten Zone stürzten die meisten Leute auf die Straßen, die sich mit einer erregten Menge füllten, in der dritten Zone verließen

nur noch wenige ihre Häuser, in der vierten Zone überhaupt niemand mehr. Das Benehmen der Menschen in der ersten, am stärksten betroffenen Zone schildert Dutton nach persönlichen Beobachtungen folgendermaßen: „Überall sah man hastende Gestalten von Männern und Weibern, barhäuptig, nur zur Hälfte bekleidet, einige fast nackt (das Erdbeben ereignete sich 9 Minuten vor 10 Uhr abends), alle fast toll vor Furcht und Aufregung. Dort unter einer Gaslaterne lag eine Frau regungslos auf dem Pflaster, das Gesicht nach oben gewandt, die Glieder von sich gestreckt, und der Menschenhaufe, der sich in der Straße zusammenrottete, lief an ihr vorüber, ohne daß jemand angehalten hätte, um zu sehen, ob sie lebendig oder tot wäre. Alles sprach auf einmal, und wenige hörten, was gesprochen wurde.“ Zwischen diesem Zustand, der sicher als die Grenze wildester Furcht bei einer Menschenrasse betrachtet werden muß, und der bloßen Reugier des Beobachters wurden bei dem Erdbeben alle Stufen menschlicher Erregung wahrgenommen. Da aber mit solchen Ausdrücken wie „größte Stupflosigkeit“, „unbeschreibliches Entsetzen“, „bis zur Todesucht gesteigerter Schrecken“ die Wissenschaft nichts anfangen kann, so hat Dutton das Verlassen der Häuser als einzig zuverlässigen Maßstab für den Eindruck des Naturereignisses auf den Menschen ausgewählt und danach seine eigenartige Karte gezeichnet. Auf dieser ist es erkennbar, daß die Grenzen der oben unterschiedenen Zonen mit den Linien gleicher Erdbebenstärke in gewissen Abständen nahezu zusammenfallen, wie es ohnehin zu erwarten ist. Das wilde Herabstürzen der Leute aus den Häusern und die stundenlange Furcht, sie wieder zu betreten, fällt mit dem Gebiet zusammen, innerhalb dessen die Erdstöße stark genug sind, um die Schornsteine von den Häusern herabzuwerfen und Risse in den Mauern hervorzubringen. Ein ähnliches Verlassen der Wohnungen seitens der meisten Leute erfolgt auch noch in dem zweiten Gebiet, wo die Bilder, Lampen, Kronleuchter usw. in den Wohnungen zu schwingen beginnen. Wenn nun noch die Häuser und Fenster und Thüren krachen, hängt es von den Nerven und der Erfahrung der verschiedenen Menschen ab, ob sie sich dadurch zum Verlassen der Behausung veranlaßt sehen. Daß in den Vereinigten Staaten auch bei solchen Vorkommnissen schon eine beträchtliche Aufregung eintritt, erklärt Dutton teils mit der Nervosität der Amerikaner, teils mit dem verhältnismäßig seltenen Vorkommen von Erdbeben. Besonders merkwürdig sind die Ermittlungen über den Eintritt von Uebelkeit während des Erdbebens, worüber bisher genauere Beobachtungen niemals gemacht worden sind. Dutton hat die Plätze, von denen solches berichtet worden, ebenfalls auf seiner Karte verzeichnet und bemerkt, daß sie fast ausschließlich innerhalb der dritten Zone liegen, wo nur wenige Menschen noch die Häuser verlassen. Dieser Umstand kann durch die Annahme erklärt werden, daß bei großer Erregung die Empfindung von Uebelkeit gewissermaßen durch die nervöse Spannung unterdrückt wird, während in zu großer Entfernung der Einfluß des Erdbebens überhaupt zu gering ist. Immerhin sind unzweifelhafte Fälle von Uebelbefinden infolge des Naturereignisses noch an einem Ort des Staats Iowa vermerkt worden, der über 1400 Kilometer von Charleston entfernt liegt. —

Theater.

Freie Volkshöhne: Lumpacivagabundus von Nestroy. Die Posse ist ebenso alt und bekannt, als unverwundlich. Ich möchte wohl einmal den ursprünglichen Text mit dem vergleichen, was man jetzt auf der Bühne sieht. Die Komiker haben im Laufe der Jahre fleißig mitgedichtet. Eine Improvisation jagt die andre und die zweite ist immer noch ein bißchen verwegener als die erste. Im Reich der Angebundenheit ist das ein gutes Komikerrecht, zumal die Improvisationen häufig genug das Original an Witz übertreffen. Nur ein Philister kann sich verlegt fühlen. Andre Menschen freuen sich, wenn auf der Bühne alles drüber und drunter geht und die Komiker den haarsträubendsten Blödsinn mit unerschütterlichem Ernst vorbringen. In Oestreich treibt man die Freiheit so weit, „Lumpacivagabundus“ in „verlehrter“ Besetzung zu geben. Die Herrenrollen werden von Damen gespielt und umgekehrt. Auch dagegen hätten wir an einem lustigen Silvesterabend nichts einzuwenden. Soll einmal der bunte Unfug walten, dann laßt es auch gründlich geschehen. Redheit ist auch im Scherz eine schöne Sache.

Es ist schade, daß Nestroy seine Posse mit dem Philisterium hat schließen lassen. In diesen lustigen Vagabunden, die es in der ehrbaren bürgerlichen Welt nicht aushalten, steckt ein Schatz von Frohsinn und Zigeunertum, den er nicht ganz gehoben hat. Es ist besser, daß die beiden feuchten Brüder schließlich doch unterkriechen und armselige Ehemänner werden. Die ganze Arbeit ist indessen so frei angelegt, daß man sich durch den etwas saden Schluß nicht sonderlich beschwert fühlt.

Die Scenen im Feenreich mislingen bei der Ausführung — im übrigen war der Nachmittags lustig und frisch. Joseph Ander als Zwirn und Dill als Schustergehilfe waren bei guter Laune. Dill ist ein vorzüglicher Schauspieler. Als Schuster hätte er vielleicht etwas komischer sein können. Der Mangel an Komik verleitete ihn zu Ungehörlichkeiten, die gelegentlich besser weggeblieben wären. In der kleinen Rolle des Tischlermeisters Gobelmann fiel mir Jacques Morvach auf. Es ist mir bereits früher aufgefallen. In „Ueber unsre Kraft“ schuf er aus einem frömmelnden Kapitalisten eine brillante Charae. —
E. S.

Archäologisches.

Wichtige archäologische Entdeckungen in der Stadt Mexiko. Wie aus Mexiko berichtet wird, werden gerade in dem lebhaftesten Teil der modernen Stadt, auf dem Platz, der die Kathedrale umgibt, fast täglich sehr bemerkenswerte archäologische Funde zu Tage gefördert. Der letzte und wertvollste ist ein Teil des Coatepantli von der berühmten alten „Schlangemauer“, die den großen Teocalli umgab. Es war ein Teil der nördlichen, den alten Azteken Tempel umgebenden Mauer. Der gefundene Teil ist etwa zwanzig Meter lang, gegen acht Fuß hoch und sehr dick. Der oberste Teil der Mauer wurde zwölf Fuß unter der Oberfläche gefunden. Die Mauer zerfällt schon, obwohl der oberste Teil noch nicht ganz freigelegt ist, kann die Decke nur annähernd auf sechs Fuß geschätzt werden. Nach den Urkunden gab diese Mauer den Tempel ganz und war an der Außenseite mit großen Schlangenköpfen, die sich reliefartig erhoben, geschmückt. Bis jetzt sind zehn Schlangenköpfe bloßgelegt; dieselben sind aus Stein und ganz roh bearbeitet. Die Köpfe sind verschieden groß. Die größten sind etwa 1 Meter lang, 1/2 Meter breit und 1/2 Meter dick, die kleinsten sind etwa halb so groß. Oben sind die Köpfe flach, die Augen sind groß und kreisrund, die Naschen geöffnet und in jedem werden zwei große Giftzähne sichtbar. An den Enden der Köpfe sind kreisrunde, in die Mauer passende Steinstämpfe. Zu seinem Wert über Teocallis und Azteken-Altentümer berechnete B. Blake aus dem Raum, den die Mauer einschloß, daß es 208 Köpfe waren, und zwar an jeder Seite 52, was der Zahl der Jahre des aztekischen Kalenders entspricht; wo immer die Figur der Schlange auf heidnischen Denkmälern gefunden würde, wäre sie ein Zeichen von Wohlstand. Die Schlangenköpfe sind nicht die einzigen bei der Ausgrabung gefundenen Beweise dieses Kults. Fast jeden Tag kommen interessante Gegenstände zu Tage, aber infolge des Grundwassers schreiten die Ausgrabungen nur langsam vorwärts. Wenn man in Mexiko nur wenige Fuß tief in die Erde gräbt, stößt man auf stehendes Wasser. Gleich beim Beginn überschwemmte das Wasser die Ausgrabungsstellen und man konnte sie nur mit Mühe ausgetropft halten. Die Reihe der Entdeckungen betreffs der Tempel von Anahuac ist kürzlich noch durch Bloßlegung eines der Altäre für Tezompantli, — der aztekische Name für Menschenopfer, — bereichert worden. Inschriften liefern über die Bestimmung des Steins keinen Zweifel. Nicht dabei fand man Gebeine von Opfern, wodurch die dem furchtbaren Gott Tezcatlipoca, der „Seele der Welt“, gebrachten Menschenopfer noch erschreckender bestätigt werden. Der Altar gehörte einer der 78 Kapellen an, die den großen Tempel in dem Teocalli umgeben. Der Altar ist vorn 1,95 Meter und an den Seiten 1,62 Meter breit. Er steht auf einer nicht ganz bloßgelegten Steinbasis, die wahrscheinlich 3 oder 4 Meter hoch ist. Eine Treppe von Stufen führt zum Altar hinauf, und auf jeder Seite derselben bezeichnet das Fragment einer Steinsäule den Eintritt zur Kapelle. Diese Stufen wurden die Körper der Geopferter hinuntergeworfen, um unten aufgefangen und beim Feste mit den seltensten Weinen und Weizen aufgetragen zu werden. Der Altar ist aus hartem vulkanischem Felsen und Kalkmörtel gebaut und sehr fest. Das Bildwerk ist fortlaufend wie auf einem einzigen Felsstück; es ist augenscheinlich nach der Konstruktion des Altars gemacht worden. —

Aus dem Pflanzenleben.

— **Behandlung kranker Topf- und Kibelpflanzen.** Heinrich Theen schreibt in der Wochenschrift „Merkur“: Bei vielen Topf- und Kibelpflanzen tritt nicht selten der Fall ein, daß dieselben entweder durch Frost und Kälte, durch Mangel an Nahrung oder Ueberfeßen beim Begießen plötzlich die Blätter fallen lassen, von oben her absterben und fast ganz zurückgehen. Den sogenannten Heide-Erde-Pflanzen, wie Kalleen, Eriken usw. kann nicht mehr geholfen werden, wenn die Austrocknung der Erde den Grund zum Verderben legte, eine Thatsache, die jeder Blumenfreund wohl zu beachten hat. Ebenso sind diese Pflanzen, wenn durch Uebergießen krank geworden, meistens nicht mehr zu retten; höchstens daß man sie durch das sofortige Aussetzen in das freie Land zu erhalten suchen kann, was aber selten von Erfolg ist. Bei Mangel an Nahrung, der sich durch gelbe Blätter zu erkennen giebt, hilft ein Verpflanzen in bessere Erde und größeren Topf sicher. Die Kälte ist diesen Pflanzen weniger schädlich als Trockenheit und Rässe, wenigstens können sie eher wieder zum Leben gebracht werden. Dieselben sogleich sehr kurz zurückzuschneiden, ist in diesem Falle das erste Erfordernis. Dagegen können diejenigen Gewächse, welche in sogenannter Mistbeeteerde gedeihen, in jenem Falle fast immer wieder gerettet werden. Extremere und vertrocknete Orangebäume z. B. werden sofort tüchtig zurückgeschnitten, aus dem Kibbel herausgenommen, auch an den Wurzeln beschnitten und in das freie Land auf ein Beet gepflanzt, welches nach Art der Mistbeete mit einer zwei Fuß hohen Lage Pferdebedung als Unterlage versehen worden ist. Der Stamm und die Äste, deren Wunden mit Baumwachs bedeckt worden sind, werden mit Moos umwickelt, das bei trockener Witterung täglich durch Begießen feucht erhalten wird. In diesem für sie sehr vorteilhaften Zustande werden sie während der Sommermonate bis Mitte Oktober wohl wieder austreiben. Geschieht es nicht, so müssen sie wieder in ihre Kibbel gepflanzt, überwintert und nach Mitte Mai des folgenden Jahres wieder auf die genannte Weise behandelt werden. Es ist schon vorgekommen, daß er-

strene Orangebäume erst im dritten Jahre am Grunde der Äste den Stamm selbst aber tot, seine grüne Spur unter der Rinde zu entdecken, dann freilich ist alle angewendete Mühe vergebens. Oleander- und Granatbäume bleiben, nachdem sie während des Winters ganz zurückgegangen sind, oft auch lange in einem totenähnlichen Zustande liegen. Diese werden ebenso tüchtig beschnitten und in das freie Land ausgepflanzt, ohne aber eine Düngunterlage zu erhalten. Viel Sonne und Wasser wird sie wieder in kurzer Zeit zu neuem Leben erwecken.

Kleinere Topfpflanzen, als Myrthen, Fuchsen, Rosen und dergleichen, müssen bei dem Zurückgehen sogleich veretzt, stark zurückgeschnitten und mäßig feucht gehalten, in ein beschattetes Mistbeet oder hinter die Fenster eines Wohnzimmers gestellt werden. Krautartige Pflanzen, welche verfaulen, müssen gereinigt und mit Kohlenstaub übertrout werden. Kranke Hortensien pflanzt man etwas schattig in das freie Land, indem man den Wurzelballen mit Heide-Erde umgiebt. Wir bemerken zum Schluß noch, daß alle Pflanzen, welche zu stark ausgetrocknet sind, nicht auf einmal, sondern nur nach und nach durch Wasser in ihren ursprünglichen Zustand zurückzubringen sind. —

Technisches.

— **Metallschläuche.** Der biegsame Metallschlauch hat sich in den letzten Jahren als Gaschlauch allgemeine Beachtung zu schaffen verstanden. Das aus einem aufgerollten Metallstreifen gebildete Rohr ist so biegsam wie ein Gummischlauch und bleibt doch ein Metallrohr an Dichtigkeit und Festigkeit. Seine Zuverlässigkeit, welche Veranlassung gab, daß selbst Feuerpolizeibehörden nach erfolgter Erprobung seine Verwendung als Gaschlauch zur Vermeidung von Feuergefahren amtlich empfahlen und, wie in Berlin, sogar anordneten, reizte, die Anwendungsmöglichkeit auch für andre Zweige zu versuchen, bei denen eine verlässliche biegsame Leitung erforderlich ist. Mannigfache Versuche führten dazu, den Metallschlauch in vielerlei Ausführungen herzustellen, und heute findet man ihn in den verschiedenartigsten Betrieben der Industrie, als Dampfschlauch, als Schlauch für hydraulischen, pneumatischen und Dampfdruck, als Delleitungs- und Petroleumschlauch, als Saugschlauch für alle möglichen Flüssigkeiten, selbst als Schuppschlauch für bewegliche elektrische Leitungen. Ueberall, in der Marine wie in Bergwerken, im Eisenbahndienst wie in Fabriken und Betrieben aller Art hat der Benutzer die Gewißheit, daß dieser Metallschlauch, der für eine Druckfestigkeit bis zu 300 Atmosphären hergestellt werden kann, die Sicherheit des Betriebes gewährleistet. Der Metallschlauch wird durch Hitze, Petroleum zc. nicht angegriffen, kann auch durch internen Druck nicht plötzlich zum Reissen gebracht werden. Es ist daher bei seiner Anwendung fast unmöglich, daß Unglücksfälle durch Verbrühen eintreten, wie dies bei andersartigen Schläuchen und Leitungen für Dampf der Fall sein könnte. — (Techn. Absh.)

Humoristisches.

— **Neues Wort.** Meta: „Wie Dir der Assessor den Schirm anbot, hast Du ihn angenommen?“
Ella: „Nein, ich habe ihn sofort abparaplui-zen lassen!“
— **Verschnappt.** Gast: „Ist die Bowle immer noch nicht fertig, Kellner?“
Kellner: „I betwähre . . . noch nicht einmal der Wein!“
— **Vosshaft.** „Herr Vorstand, könnten wir an unserem Vereinsfest net auch a Oghenbraterci veranstalten?“
„Warum net — wenn sich oaner dazua hergiebt!“
(„Weggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— **Albert Barth** vom Schiller-Theater ist vom 1. September 1902 an auf fünf Jahre für das Lessing-Theater verpflichtet worden. —
— Die **Blatt-Königliche Volksbühne** beginnt am 1. Januar ihr Gastspiel im Belle-Alliance-Theater mit der Aufführung eines Stücks von Miklowitsch „Drei Tage aus dem Kölnener Leben“. —
— Ein **Festspiel**, an dem 1200 Personen sich beteiligen, wird am 1. Mai 1901 in Zürich stattfinden. An diesem Tage sind 500 Jahre verflossen, seitdem Zürich in den Schweizerbund eingetreten ist. Das Festspiel ist von Dr. Ad. Frey verfaßt. —
— **Charles Tante** hat einen Reingewinn von 2 000 000 M. gebracht. —
— **„Das Lied im Volke“**, ein Volksstück von Frau Langlammer, Musik von A. Müller jun., fiel gelegentlich seiner Erstaufführung im Theater an der Wien ab. —
— **Wilhelm Kienzl's** neue Oper „Heilmar“ ist vom Opernhause zur Aufführung angenommen worden. —
— Ein **internationaler Zoologenkongreß** wird vom 12. bis 16. August 1901 in Berlin tagen. —
— Die **Deutsche Chemische Gesellschaft** hat Professor van't Hoff zum Präsidenten fürs Jahr 1901 gewählt. —
— Ein **neuer Komet** ist von Giacobini in Nizza im Sternbild des Wassermanns entdeckt worden. —